

Erzgebirgische Heimatblätter



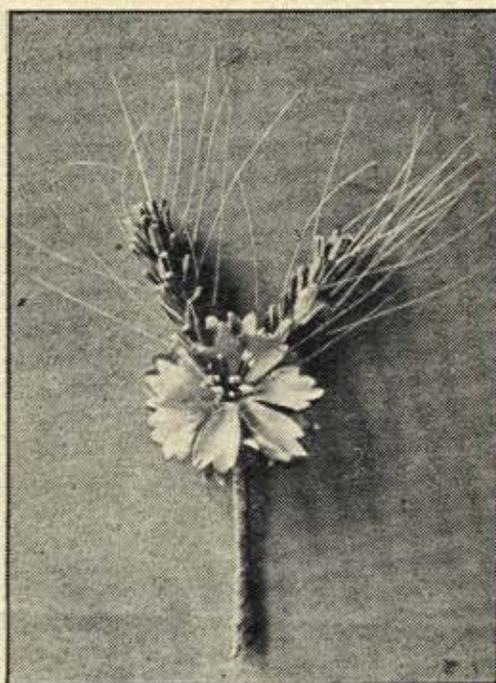
Nr. 37. — Sonntag, den 8. September 1935.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Ein sinniger Geist, eine schaffende Hand....

16 Millionen Stück Erntedank-Festabzeichen im Obererzgebirge hergestellt.

Mehrfach bereits wurde davon berichtet, daß im oberen Erzgebirge das diesjährige äußerst schmutze Erntedank-Festabzeichen hergestellt wurde, und zwar in einer Anzahl von 16 Millionen Stück. Es handelt sich um eine Posamentenarbeit, die erstmalig in dieser Art gefertigt wurde und den Erzeugnissen der Sebnitzer Kunstblumenindustrie in keiner Weise nachsteht, ja diese noch verfeinert. Das diesjährige Festabzeichen für den Tag des Bauern ist ein Erntesträußchen, bestehend aus zwei Ähren und einer Kornblume. Die Ähren wurden auf der Salonmaschine hergestellt, die blaue Kornblume wurde von verschiedenen Kunstblumenfabriken angefertigt. Daß dieser große Reichsauftrag der Propagandaleitung der NSDAP., Reichsleitung München, ins notleidende Grenzland unserer obererzgebirgischen Heimat vergeben wurde, ist den unermüdlichen, tagelang währenden Bemühungen des Kreisleiters Werner Bogelsang zu verdanken, der die zuständigen Stellen von der Notlage unserer Heimat überzeugen konnte, aber auch davon, daß dieses Festabzeichen, das eigentlich in einer anderen Gegend unseres Vaterlandes hergestellt werden sollte, in der gleichen, wenn nicht noch künstlerisch vollendeteren Form geschaffen wird. Die Bevölkerung, und vor allem all die Tausenden, die, wenn auch nur für einige Wochen, Lohn und Brot durch die Herstellung dieses Erntesträußchens fanden, sind dem Kreisleiter für diese seine Tat, aus der Segen ersproß für unsere Heimat, sehr dankbar. Pünktlich, zur festgesetzten Zeit, konnte nach München die Meldung gegeben werden, daß der Riesenauftrag, an dessen Vollendung rund 10 000 Schaffende im Grenzlandkreis Annaberg, sowie in den angrenzenden Bezirken der Nachbarreise Marienberg u. Schwarzenberg tätig waren, ausgeliefert werden konnte. In diesen Tagen haben die letzten Waggons den Weg hinaus ins deutsche Vaterland angetreten. Das Erntedanksträußchen wurde größtenteils



teils in der Heimindustrie fertiggestellt. In allen Städten und Dörfern unserer engeren Heimat sah man, wie fleißige Hände die Ähren zu wickeln verstanden, wie andere wieder Ähren und Kornblumen zu einem Sträußchen zusammenbanden, die Grannen beschnitten oder auch die fertigen Sträußchen fein säuberlich in die braunen Kartons packten, immer 100 Stück. Ganze Familien waren in trauter Gemeinschaftsarbeit dabei, die Abzeichen, die Grußboten des Grenzlandkreises Annaberg-Obererzgebirge sein sollen, anzufertigen. Unser Bild (unten) zeigt eine Aufnahme aus Cranzahl, wo man rund um einen Tisch im Freien sitzt und emsig schafft und arbeitet, Vater, Mutter und Kinder, sie alle sind tätig am großen Gemeinschaftswerk unserer Bergheimat, sie alle sind glücklich, wieder eine gutlohnende Arbeit gefunden zu haben, die Kunde gibt von der Geschicklichkeit unserer erzgebirgischen Posamentenarbeiter, die Kunde davon aber auch geben soll, daß viele, viele fleißigen Hände feiern müssen, wenn sie nicht die Unterstützung im Reiche finden, die ihnen als Grenzlandsdeutsche und treue Verfechter der Heimat- und Vaterlandsidee gebührt.



(Photo: Richter-Cranzahl.)

Möge jeder deutsche Volksgenosse, der am Erntedanktag dieses Festabzeichen erwirbt und mit Stolz trägt, sich des Erzgebirges erinnern als eine Landschaft, in der die Not noch ein Zuhause hat und dazu beitragen, daß die Posamentenindustrie als Hauptbrotgewerbe unseres Bezirkes wieder schaffen kann, dadurch, daß auch er wieder das Bedürfnis nach den Erzeugnissen des Erzgebirges zeigt. Das Erntedank-Sträußchen des Grenzlandkreises Annaberg-Obererzgebirge ruft allen deutschen Volksgenossen zu: Verlangt und kauft wieder erzgebirgische Posamenten! Eines aber macht uns glücklich, daß sich auch hier das Wort der Wohltäterin Barbara Utmann bewahrheitet, das da lautet: „Ein sinniger Geist, eine schaffende Hand, die bringen den Segen ins Vaterland.“

Spitzenchristel / Eine Erzählung von Robert Reinick

(1. Fortsetzung und Schluß.)

Als sie am dritten Tag auf ihrem Strohbette erwachte, fiel ein lichter, heller Sonnenstrahl durch das kleine Fenster. Da kam ein Vogel angefliegen, setzte sich auf das Eisengitter draußen und sang sein fröhliches Morgenlied.

Dem gefangenen Kinde war es, als hätte es oft denselben Vogel zu Hause in der Fliederlaube singen hören, wenn die Mutter dort ihre Spitzen gekloppt und sie selbst auf der Hundehütte daneben mit ihrem Strickzeuge gesessen hatte. Das waren schöne Tage gewesen!

Christel berechnete, was für ein Tag es heute wohl sein könnte, da bekam sie heraus, daß gerade an diesem Sonntage das Erntefest in ihrem Dorfe gefeiert würde. Du lieber Himmel, wie mußte es heute daheim so schön sein! Da ging es wohl herrlich und lustig her! Musik und Tanz und die Kinder des Dorfes auf der großen Wiese hinter den alten Schlossresten, wo sich so schön Bersted spielen ließ in den wilden Holunderbüschen, — und während dort alles jauchzte und jubelte, saß sie hier im engen Gefängnis, allein, ohne Mutter und Gespielen, allein mit ihrem Schmerz und ihrer Sehnsucht.

Wie sie so mit allen ihren Sinnen sich versenkt hatte in ihre Gedanken, rasselte draußen auf dem Gange der Schlüsselbund des Gefangenewärters, und die Tür ward geöffnet. Christel glaubte, der Mann bringe ihr wie an den früheren Tagen ihre Gefängniskost; sie sah daher gar nicht auf. Als aber plötzlich eine bekannte männliche Stimme ihr zurief: „Guten Morgen, Kind!“ und als sie die Augen aufschlug und den Gemeindevorstand, ihren Vater, erblickte, da kam nach langer Trübsal eine Freude über sie, daß sie für den Augenblick ihre Schande, ihren Kerker, ihre Leiden, alles, alles vergaß. „Herr Pate! Lieber Herr Pate! was macht meine Mutter?“ rief sie, sprang auf ihn zu und hing sich mit beiden Armen an seinen Hals.

„Christel“, sprach der Vorstand mit strengem, aber nicht hartem Ton, „bist du denn wirklich noch das ehrliche, brave Kind wie früher?“ und sah sie bei diesen Worten mit durchdringenden Blicken an.

Dem Kinde versagte auf diese Frage die Antwort; es schaute ihm nur mit seinen blauen, unschuldigen Augen so treuherzig und doch so traurig ins Gesicht, daß er, ohne ihre Antwort abzuwarten, ihr zurief: „Ich weiß schon, ich seh' dir's an, du bist unschuldig!“

Noch einige Zeit lang konnte das Mädchen kein Wort hervorbringen, so bewegt war sie. Fortwährend drückte und küßte sie die Hände des alten Mannes, der ihr sanft den Kopf streichelte und ihr freundlich zuredete. Darauf zog er einen Brief der Mutter aus der Tasche und gab ihr denselben. Mit zitternden Händen erbrach das Kind den Brief, und ihr Gesicht verklärte sich in heller Freude beim Lesen desselben. Der Brief begann folgendermaßen:

„Meine Tochter!

Ich habe gehört, daß die Leute glauben, Du hättest eine schwere Sünde begangen. Ich, Deine Mutter, kenne Dein Herz und weiß, daß es unmöglich ist, daß mein Kind solch ein Verbrechen verüben kann. Der Schein ist gegen Dich, aber was der liebe Gott auch noch von Leiden über Dich verhängen mag, murre nicht; bleibe ehrlich und treu und wahrhaftig, wie Du bisher gewesen. Besser Unrecht leiden, als Unrecht tun.“

Der Brief schloß mit erhebenden Trostworten und mit der Nachricht, daß sie selbst sich körperlich jetzt wohler als seit langer Zeit befinde, jedoch habe der Arzt ihr streng verboten, jetzt schon ihr Kind zu besuchen.

Immer und immer wieder las Christel den Brief durch und bedeckte die Unterschrift, die den Namen ihrer Mutter enthielt, mit innigen Küßen. — Dann erzählte sie, was sich zugetragen hatte. Dieser Bericht machte, daß dem erfahrenen Manne sein

Vertrauen auf die Unschuld des Kindes zur völligen Gewißheit ward. Er versprach der Gefangenen, das Seinige für ihre Befreiung zu tun. Mit freundlichen Worten verließ er sie und sprach ihr beim Abschiede Hoffnung und Mut ein.

Am nächsten Tage ward Christel und alle Zeugen vor Gericht verhört. So gut das Kind es vermochte, berichtete es das Geschehene der Wahrheit getreu. Der Vorstand und alle, die die Angeklagte von ihrer frühesten Kindheit an kannten, legten das günstigste Zeugnis für sie ab; der Hausmann und seine Frau aber beschworen mit einem Eide, sie hätten an jenem Nachmittage, als beide zum Vogelschießen nach Blasewitz gingen, das erzgebirgische Mädchen über ihren Hof gehen sehen. Spät am Abend wären sie nach Hause gekommen, da hätten sie die Kammer geöffnet und aus ihrer Kommode die Silberschachtel entwendet gefunden. Auch das ganze Betragen des Kindes, als sie ergriffen worden war, und alles das, was die Hausmannsfrau auf der Treppe und im Keller wollte erblickt haben, und was Christel selbst nicht leugnen konnte, erschien verdächtig. Der Ausspruch des Gerichts lautete dahin, die Angeklagte müsse so lange in gefänglicher Haft behalten werden, bis sich Beweise für ihre Unschuld herausstellten.

So verging eine ganze Woche. Die arme Kleine blieb nach wie vor in ihrer Zelle, nur mit der Milderung, daß ihr Lesebücher gegeben wurden und man ihr gestattete, sich mit Handarbeiten zu beschäftigen. Nach einiger Zeit ward sie sogar in eine bessere Stube gebracht, zusammen mit einem anderen Mädchen von etwa sechzehn Jahren, das man für ziemlich gebessert hielt, und von der man hoffte, sie werde vorteilhaft auf Christel einwirken.

V.

Es war eine schöne Nacht. Trotz des Herbstes war die Luft so warm und mild, daß man hätte glauben können, der Sommer habe in den Tälern des Erzgebirges noch etwas zu tun vergessen und wäre auf ein paar Tage dahin zurückgekehrt, um das Versäumte nachzuholen.

Frau Anna saß in ihrem Stübchen beim Schimmer der Lampe und nähte an einem Winterrocke für ihr gefangenes Kind. In dem engen Raume war es gar heimlich. Der kleine Hans lag in seinem Bettchen am Ofen und atmete leicht im ruhigen Schlummer. Die Kacke schnurrte in der anderen Stubenecke neben ihren Zungen. Dazu tickte heimlich die alte Wanduhr.

Aber die Wärme im Kämmerchen wurde immer drückender, ein verspätetes Gewitter schien draußen heraufkommen zu wollen. Der Frau Anna ward so bekümmert zumute. Vor allem trieben die Gedanken an ihre Christel ihr das Blut zum Herzen. Es war ja heute des lieben Kindes Geburtstag! Gegenwart und Zukunft lagen schwarz und finster vor den Blicken der armen Frau. Auf Erden wußte sie wenig Trost mehr zu finden, alle Not und alle Sorge legte sich wie eine schwere Last auf ihre Seele.

In solchen Augenblicken — und deren hatte Frau Anna manche in ihrem Leben gehabt — pflegte das Stübchen ihr zu enge zu sein. Nur einen Ort wußte sie, der ihr dann eine Zuflucht gewährte. Draußen in dem großen Heiligthume, dessen Gewölbe der Himmel ist, mit den größten Wundern dieser Welt ausgeschmückt, mit den Lichtern von Sonne, Mond und Sternen, mit den prächtigen fliegenden Vorhängen der Wolken und dem grünen Teppiche der Erde, dort, wo der Orgelton des Windes und die Stimmen der Vögel ihre Klänge erschallen lassen, war der Ort, an dem Frau Anna ihrem Herzen Trost zu holen wußte.

Am Ende ihres Gartens zog sich ein Weg neben Haselsträuchern und unter überhängendem Holundergebüsch längs dem halbversunkenen Bretterzaune zu dem Gemäuer des verfallenen Schloßturmes hinauf. Da oben war ein stilles, einsames Grasplätzchen, von wo man tief ins Tal und über das

ganze Dorf hinabsehen konnte, ohne selbst gesehen zu werden. Außer einigen Kindern, die zuweilen Gras und Kesseln für ihre Ziegen zu holen pflegten, kam fast niemand hin. Daher bauten auch gern die Vögel ihre Nester in dem dicht wuchernden Gestrüpp umher.

Diese stille Einsamkeit, gleichsam eine kleine Kapelle in dem unermesslichen Dome der Natur, war der Ort, zu dem Frau Anna auch in dieser Nacht hinging, um ihrem Herzen in innigem Gebete Lust zu machen.

Da kniete sie, die gefalteten Hände auf einen alten Baumstumpf gestützt, das Haupt zum Himmel gerichtet. Zwischen dunkeln Wolken schimmerten die Sterne in ungetrübttem Glanze. Bald brach auch der Mond zwischen den Wolkenspalten hervor. Milde ergoß sich sein Licht immer weiter über das Dorf herab.

Und so, wie am Himmel die Wolken sich auflösten, und es in der Natur allmählich klar wurde, so verschwanden auch in der Seele der armen Frau die Sorge und alles, was sie geängstigt hatte. Festes Gottvertrauen kam durch das Gebet wieder in ihr Herz. Wie das Licht des Mondes da draußen, ging ihr das Licht der Hoffnung im Innern auf, und in dem Schimmer dieses Lichts sah sie mit Dant, wie viel Freude bei all ihrer Not ihr noch übriggeblieben war. Ihre Christel lebte ja noch; die Gefangenschaft konnte, sie fühlte es jetzt, nicht immer dauern. Der kleine Hans war frisch und gesund und ihr Augentrost. Ihre noch vor kurzem so gebrochenen Kräfte waren wieder zurückgekehrt, und wie viel Liebes und Gutes hatte sie selbst von der Mildtätigkeit guter Menschen erfahren. Traurig und gebeugt war sie hergegangen, freudig erstarrt stand sie vom Boden auf.

Wie sie nun da oben stand und Grüße über die dunkeln Berge ihrem gefangenen Kinde nach Dresden hinsendete, war es ihr, als hörte sie plötzlich neben sich in den Räumen des Gemäuers ein paar Leute halbleise miteinander sprechen.

Ohne gerade horchen zu wollen, hielt sie doch den Atem an. Im Anfange verhallten die Worte verworren in dem Nachtwinde, der eben durch das zum Teil schon dürr gewordene Laub rauschte. Es schienen rohe Männerstimmen zu sein, die miteinander in ein widerliches Ge- rauschen ausbrachen. — Für die Stimmung, in der Frau Anna sich befand, war nichts störender als diese Laute. Eben wollte sie zu ihrer Wohnung zurückkehren, als der Wind ihr das Gespräch der beiden deutlich zutrug. Sie hörte Worte, die ihr verdächtig vorkamen. Unwillkürlich trieb es sie an, zurückzubleiben und weiter aufzuhorchen. Da legte sich das Rauschen des Windes, und sie vernahm folgendes Gespräch:

„Ein schöner Kerl bist du mir!“ hob die lallende Stimme eines ältlichen, wie es schien, betrunkenen Mannes an. „Willst selbst lange Finger machen und bekommst Angst, daß andere lange Finger ihn packen werden. Wahrhaftig, ein schöner Kerl!“

Der andere mit einer jüngeren, aber heiseren Stimme wollte sich verteidigen, aber der erste fuhr fort: „Magst reden was du willst! morgen geh' ich nach Dresden und hol' mir in der Dämmerung, eh' sie die Tür zuschließen, die Schachtel aus dem Kellerloche ab. Und wenn die ganze Polizei wieder auf der Straße hinter mir her ist, diesmal soll kein Teufel mich dazu bringen, den Silberkasten wieder, wie damals, wegzuworfen. Nur ein Hasensfuß wie du konnte mir den Rat geben. Ein schöner Kerl bist du mir!“

„Weißt du denn gewiß, daß Silber drin ist?“ fragte der Heisere.

„Und ob!“ lacht jener. „Narr! ich hab's dir ja schon zwanzigmal gesagt, die blonde Hanne, die früher beim Hausmann mit geschneidert hat, hat's meiner Frau genau beschrieben. Wenn die Schachtel kein Silber in sich hat, hab' ich heute keinen Brantwein in mir. Die Schachtel war schwer, und ich bin schwer, sind wir alle beide schwer!“

Ein rohes Gelächter belohnte den schlechten Wit des Betrunkenen. Nach einiger Zeit fing der Heisere wieder an:

„Du! ich keh'r wieder nach Böhmen heim. Um die Lumperei seh' ich meine Haut nicht noch einmal aufs Spiel!“

„Lumperei?“ schrie der Alte. „Lumperei? — Selbst ein Lump! Hast du nicht gehört, was das Mädel mir gesagt? Eine Uhr ist drin und zwei Duzend silberne Löffel und“ — der Heisere redete dem Alten einmal übers andere zu, er sollte doch nicht so schreien, er würde sie beide noch ins Unglück bringen. Der aber fuhr in seiner Trunkenheit fort und rief: „Und wenn du nicht mit mir zusammenhältst, du Hasensfuß, dann sollst du sehen! Prügel bekommst du die allerschönsten, und ich zeig' dich morgen beim Vorstand an, daß du neulich beim Schmied hier im Dorfe gemaust hast. Und wenn — —“

„Nu meinetwegen“, fiel der Heisere ein, „halt' nur Ruh! und laß mich jetzt ungeschoren! Schlafen will ich, hast du's gehört?“ Eine Zeit lang zankten sie und schimpften noch aufeinander los, bis allmählich ihre Worte immer undeutlicher wurden, und es zuletzt still ward.

Frau Anna hatte genug gehört, um zu wissen, welcher Art die beiden Sprecher waren, und welche Wichtigkeit für sie in dieser Entdeckung lag. Ohne länger zu zögern, schlich sie leise den Gang längs dem Zaune auf den Zehen zurück, schlüpfte durch das Pförtchen auf die Straße und eilte zum Vorstand, der am anderen Ende des Dorfes wohnte. Dem berichtete sie alles, was sie eben gehört.

Raum war eine halbe Stunde vergangen, als man die beiden in der Umgegend sehr berüchtigten Spitzbuben, die man in der Turmuine in tiefem Schlaf fand, ergriff und nach dem Amte brachte, von wo sie morgen in der Frühe nach Dresden geführt werden sollten.

VI.

An einem heiteren Vormittage rollte auf der Landstraße, die von Dresden aus ins Erzgebirge führt, ein Wägelchen dahin, auf dem ein stattlicher Mann und zwei Menschen in ärmlichen Kleidern saßen, und doch waren diese beiden Menschen in jenem Augenblick vielleicht die glücklichsten in weiter Runde. Es war Frau Anna und ihre Christel, und der Mann, der den munteren Gaul zu raschem Lauf antrieb, war der Vorstand.

Nach dem Geständnis der beiden Diebe hatte sich die Unschuld Christels klar herausgestellt. Das Kind war sofort freigelassen worden, und als es kaum die Pforte des Gefängnisses verlassen und mit seinem Bündelchen die Straße nach dem Dorfe einschlug, hatte es seine Mutter und den lieben Paten schon des Weges daherkommen sehen. Wer könnte wohl das Wiedersehen von Mutter und Tochter nach so kummervollen Tagen beschreiben? Solch ein Augenblick läßt sich nicht mit Worten schildern.

Nie war der Himmel und die Berge und die Wälder, selbst jedes kleine Bäumchen am Wege der Christel so schön vorgekommen als heute, nachdem sie den Anblick der freien Natur so lange schmerzlich entbehrt hatte. Wie viel hatten Mutter und Tochter sich zu erzählen, ganz besonders aber unsere Christel! Noch in den letzten Tagen der Gefangenschaft hatte sie das Aller schwerste zu bestehen gehabt.

Das Mädchen, mit dem man sie zusammengebracht hatte, war niemand anders als die blonde Hanne gewesen, von der die Diebe in der Nacht gesprochen hatten. Das tüchtige Geschöpf hatte sich eine Zeit lang nur so reuig gestellt, um ihre Strafe zu erleichtern. Bald versuchte sie auch Christel in ihre argen Pläne durch Ueberredung hineinzuziehen, um mit ihrer Hilfe sich ganz vor Gericht herauszulügen. Mit Abscheu konnte diese sich nur von einem so schlechten Gemüt abwenden. Zuletzt war der Christel nichts übriggeblieben, als keine Silbe mehr mit ihrer Mitgefangenen zu sprechen; dafür aber hatte die Hanne sich zu rächen beschlossen. Noch am vorletzten Tage erklärte sie dem Gefangenenwärter, sie habe wichtige Entdeckungen über Christels Diebstahl zu machen. Die Kenntnis jedes Winkels in der Wohnung des Hausmanns, bei dem sie früher kurze Zeit gearbeitet, sollte ihr bei diesem schändlichen Plane zu Hilfe kommen. — Der Plan war auch fein angelegt, aber gerade zur rechten Zeit ward er vereitelt durch die Bekenntnisse der beiden Diebe, wo-

(Fortsetzung siehe Seite 6.)

Zum Schlettauer Parkfest 1935

Unzählige Male ist uns bei den Führungen durch das Schloß und den Schloßpark von Schlettau die Bewunderung ausgesprochen worden, warum die Stadt mit ihren Schönheiten und Anziehungspunkten bisher so „hinter dem Berg gehalten hat“. Immer und immer wieder hört man ein Erstaunen, das sich in den Worten ausdrückt: „So etwas hätte ich in Schlettau nicht gesucht“. Andere wieder bekennen es frei heraus, daß sie die Reklame, mit der neuerdings federgewandte Leute aus der Stadt die Presse überschütten, als übertrieben gehalten wird, aber sich überzeugt hatten, daß hier kein Federstrich zuviel getan werden kann, um die Reize des alten lieben Bergstädtchens herauszukehren. Eine Werbung für den Ort soll nun auch das große Park-, Volks- und Kinderfest werden, mit welchem unsere Stadt am 7., 8. und 9. September 1935 auf den Plan treten will. Seit

Wochen gehen die Vorbereitungen. In allen Häusern ist man fieberhaft bei der Arbeit, denn jeder fühlt sich für das Gelingen des Festes mit verantwortlich, man merkt es allerorten, es wird ein Fest der Volksverbundenheit werden, wo niemand nach Rang und Stand fragt, sondern wo ein gemeinsames Sichfreuen dem festlichen Tage die Note geben wird. Die Herzen aus der gemeinsamen Heimatshölle zusammenzuführen, das soll und muß die Aufgabe eines echten und rechten Volksfestes bleiben. Aber der Stadtrat verbindet mit der Werbung für das Parkfest eine Werbung für die Stadt im allgemeinen. Wir wollen bei dem Erreichten nicht stehen bleiben, sondern immer weiter schaffen. Laboremus pro patria, das ist hier die Losung. So soll uns das Parkfest am Ende auch die Mittel an die Hand geben, den Weiterausbau unseres altherwürdigen Schlosses zu betreiben. Zu-

nächst ist an die Wiederherstellung des zweiten Saales im Ritterhause gedacht, in welchem das Schlettauer Heimatmuseum, das zugleich ein Grenzlandmuseum werden soll, untergebracht werden soll, das im Entwurf schon längst bei den Akten der Stadt liegt. Auch die Schloßbibliothek verlangt einen ständigen Weiterausbau, denn das Schrifttum über das Obererzgebirge und die Vorlande, das hier einmal möglichst achtlos eingestellt werden soll, ist so umfangreich, daß es für den Sammler keinen Stillstand geben kann. Es ist noch viel zu tun, wenn die alte Burg Schlettau ihren Ehrennamen: das erzgebirgische Mersburg, den ihr jüngst ein Schwärmer für landschaftliche Schönheit beigelegt, unbeanstandet führen



Schlettauer Schloß im Jahre 1677.

soll. Gleich beim Betreten des Schloßeingangs merkst du, daß du dich in einem ehemaligen Jagdschloße befindest. Mitten im dreißigjährigen Kriege (1639) hatte Kurfürst Johann Georg nach Schlettau eine Oberforst- und „Wildmeisterei“ gelegt. Die Wände des Treppenaufgangs sind mit den Wappen der hohen kurfürstlichen Forstbeamten geschmückt, die hier gehaust haben. Es waren Herren aus den vornehmsten sächsischen Adelsgeschlechtern. Die Jahre ihrer Amtszeit sind auf den Wappenschildern mit vermerkt. Dann ist die Wandung der Turmtreppe weiter mit zahlreichen Hirsch- und Rehgeweihen ausgeschmückt. Die Mehrzahl dieser Jagdtrophäen stammt aus dem Schloße Sibyllenort und sind ein Geschenk des Prinzen Christian, Markgrafen zu Meißen. Auf halber Höhe des Treppenaufganges führte ein Schlupfgang nach dem Weinkeller.

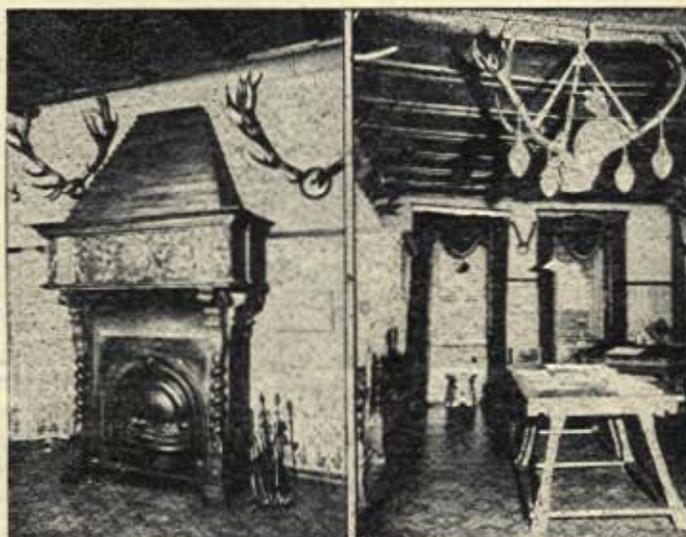
Hier haben einstmals die Ritter gezecht und die Edelleute manch launige Stunde gekostet; hier haben auch Abt und Mönche vom Kloster Grünhain dem Bacchus gehuldigt. Zum Parkfest wollen wir die

alte Zeit wieder lebendig werden lassen, indem wir in dem Keller einen Weinschank eröffnen.

Während des Festes werden auch die übrigen Räume der Burg zur Besichtigung freigegeben. Wir zweifeln nicht, daß mancher bei dieser Gelegenheit sich einer Führung anschließen wird. Der Rittersaal im ersten Stockwerk ist schon immer das Juwel des alten Hauses gewesen. Jeder, der den Saal betritt, fühlt sich sofort von einer geheimnisvollen Stimmung gepackt. Und lauscht man den Worten der geschichtskundigen Herren von der Führung, dann fällt es der Phantasie nicht schwer, sich in jene Zeiten zurückzuversetzen, wo in dem mächtigen Raume das Ritterleben in den buntesten Farben spielte, wo die Amtsleute

hier ihre großen Gerichtstage abhielten und wo die Grünhainer Stiftsherrn — abseits von der strengen Klosterzucht — dem Leben auch einmal die sonnige

Seite abzugewinnen wußten. Ganz überrahend schön ist die Inneneinrichtung. Hier haben Meister der Holzschneidekunst ihr Bestes geschaffen: Die wuchtige profilierte Decke, die stilvollen Kamine, der prächtige Schrank und die schwere eichene Tür an der Goldenen Pforte, die zum Altar führt! Auch die Stühle an der langen Rittersaale sind beachtenswerte Schnitzarbeiten. Am Ende der Tafel aber sitzt im Lehnstuhl die unheimliche Gestalt des Schlettauer Schloßgeistes. Um auch der Romantik ein Spielfeld zu lassen, hat man die Figur dort angefügt, die



Alter Kamin und Bibliothek im Jagdzimmer des Schlosses.



Rittersaal im Schloß zu Schlettau.

uns an eine der dunkelsten Begebenheiten im Schlosse erinnern soll.

Durch die „Ahnen-galerie“ gelangen wir in das Hubertus-zimmer und die Schloßbibliothek. Auch hier sind wir überrascht von der stimmungsvollen Ausstattung des Raumes. Wir bestaunen die mächtigen Hirschgeweihe, die die Wände ringsum zieren, Prachtexemplare, wie sie jetzt wohl selten als Jagdtrophäen eingebracht werden. Ein Schmuckstück ist der Kronenleuchter: Die Nixe mit dem Fischschwanz und dem Hirschgeweih versinnbildlicht die Haupttätigkeiten unserer Alt-

vorderen: Jagd und Fischfang. Eine reichhaltige Bildergalerie von Schlettau ist besonders für die Einheimischen belangreich, während die im Aufbau begriffene Bücherei allgemeines Interesse auf sich lenkt. Der eiserne Ritter in der hinteren linken Ecke war ehemals eine Herdstelle. Hauptmann Raumann, der verdienstvolle Erneuerer des Schlosses, hat dann aber einen prächtigen Kamin setzen lassen, der in der feinen Ausarbeitung sich gefällig in die Stimmung des



Der Schlettauer Schlosspark.

zwischen drängen — das alles gibt diesem Arsenal einen ganz ungewöhnlichen Reiz, und die kundigen Führer verstehen es, aus der Schau vieles herauszuholen, was jeden interessieren muß, in dem geschichtlichen Sinn noch rege ist. —

Wir wünschen dem Schlettauer Parkfest einen vollen Erfolg, damit der Stadt die Möglichkeit geboten wird, den weiteren Ausbau der altherwürdigen Burg in absehbarer Zeit durchzuführen.

Raumes einfügte. Anschließend betreten wir das „Rolandzimmer“, das dem Schlettauer Familienforscher zur Hand gehen will, und schließlich werden wir in das „Siegfriedzimmer“ geführt, die Rüstkammer der Schlettauer Burg. Die Führer bestätigen einmütig, daß diese Waffensammlung auf das stärkste Interesse bei den Besuchern stößt. Es sind in der Hauptsache die Hieb-, Stich- und Schlagwaffen aus der Zeit des Landsknechtswesens, die unsere Aufmerksamkeit erregen. Die ganze Anordnung der Waffen, die Ritterrüstungen, die sich trugig da-



Schlettaus Schloß im 18. Jahrhundert.

(Fortsetzung von Seite 3.)

durch nun auch die ganze Bosheit der Hanne ans Licht gekommen war, Christel aber ihre Freiheit wiedererhalten hatte.

Jetzt waren ja alle die trüben Tage vorüber, und je trauriger diese Erzählungen, um so erfreulicher war alles das, was Frau Anna ihrer Tochter von dem lustigen Hans berichtete.

Bald hatte man auf der Fahrt mehr als die Hälfte des Weges zurückgelegt, und schon nach vier Stunden sollte Christel ihr liebes Dorf und die schönen Berge wiedersehen. Ihr schlug das Herz vor Freude bei dem Gedanken. Eine wahre Pein war es ihr daher, als der Vorstand, nach alter Gewohnheit, im nächsten Dorfe vor dem „Goldenen Löwen“, dem stattlichen Gasthof in der Umgegend, stillhielt. Sogar ausgespannt wurde das Pferd und in den Stall geführt. Sein gewohntes Mittagstutter und seine Ruhestunde durften dem Tiere ja nicht entzogen werden. Aber auch der immer frische Hunger des Herrn Paten fand hier seine Rechnung. Es gab in dem Gasthof eine gute Küche, und die sollte nicht umsonst so gemütlich den Rauch durch den Schornstein getrieben haben. Christel aber, trotzdem sie in letzter Zeit nur schmale Gefängniskost erhalten hatte, dachte an kein Essen und kein Trinken. Die Freude machte sie satt.

Alle drei traten in die große Gaststube ein. An dem langen, sauber gedeckten Tisch, auf dessen Mitte zwei Krüge mit schönen Blumen prangten, saßen mehrere Personen. Am unteren Ende der Tafel zerlegte eben die hübsche, dicke Wirtin einen gewaltigen Braten mit großem Eifer, während die rotarmige Magd umherging und die blinkenden Glaskrüge mit dem zartschäumenden Waldschlößchenbiere bei jedem Bedeck hinstellte. Da regte sich auch bei dem Kinde wieder die natürliche Lust an Speise und Trank. Es war der Kleinen gar behaglich zumute, als sie sich hinsetzte, war doch für das arme Ding eine so köstlich besetzte Tafel mit ihrer ganzen Umgebung etwas Neues, niemals Gesehenes!

Eines nur war dem Kinde bei seiner Schüchternheit sehr störend! Am oberen Ende des Tisches saßen so vornehme Personen, eine Mutter mit ihren Kindern, die sich munter und lustig miteinander unterhielten. Sie waren gewiß in dem großen, schwer gepackten Reisewagen angekommen, der draußen vor dem Torwege stand. Christel wagte gar nicht sich nach ihnen umzusehen. Scheu schlug sie die Augen zur Erde nieder, und nur von Zeit zu Zeit lächelte sie ihrer Mutter, die neben ihr saß, freundlich zu, wenn diese, in der Freude, ihr Kind wieder bei sich zu haben, ihr mit der Hand über das Haar strich, oder ihr die Speisen auf den Teller legte.

Der Gedatter hieb desto tapferer in die ledernen Berichte ein und hatte dabei auch bald mit der vornehmen Dame ein Gespräch angeknüpft. Ihre Kinder, die bisher viel unter sich von ihrer Reise zu sprechen gehabt, lenkten nun auch ihre Aufmerksamkeit nach dieser Seite des Tisches hin, und alle riefen wie aus einem Munde: „Spizenchristel! Guten Tag, Spizenchristel!“

Christel wußte erst gar nicht, wie ihr geschah, dann stand sie auf, ging zu den freundlichen Leuten hin und gab jedem schweigend die Hand, wie damals in der Küche in Dresden. Im Herzen aber war es ihr so zmut, als hätte sie allen, der edlen Frau sowohl wie den Kindern, um den Hals fallen müssen. Nun ging das Fragen an. Daß das Mädchen, das erst kürzlich aus dem Gefängnisse befreit war, in diesem Augenblicke alle ihre Erlebnisse hätte erzählen sollen, wäre zu viel verlangt gewesen. Der Vorstand übernahm für sie das Wort, und mit Teilnahme hörten die Anwesenden der Leidensgeschichte der Kleinen zu. Die Familie, die eben auf dem Wege war, nach Dresden zurückzukehren, wurde durch die Schicksale der armen Leute tief bewegt. Sie baten den Vorstand, wenn er wieder in der nächsten Woche nach der Stadt komme, möge er die Frau Anna mit ihrer Christel und dem kleinen Hans zum Besuche mitbringen.

Er versprach es und hielt Wort. Es blieb aber nicht bloß bei diesem einen Besuche, sondern Frau Anna erhielt seitdem durch die Vermittlung der Wohlthäterin eine bedeutende Geldunterstützung, so daß sie ihr Leben von nun an ohne drückende

Sorge genießen konnte. Spizenchristel ward bald darauf zum Pfarrer des Dorfes ins Haus gegeben, der dem aufgeweckten, lernbegierigen Kind eine vortreffliche Erziehung gab; der kleine Hans aber blieb fürs erste noch bei der Mutter, die nun ihm alle Sorgfalt widmen konnte.

So erblühte aus jenen Trauertagen für die bisher so bekümmerte Familie ein reicher Segen. — Nach einem Jahre reisten die Fremden zurück in ihre Heimat, aber jedesmal, wenn sie später wieder nach Dresden kamen, besuchten sie das Dorf im Erzgebirge, und darin vor allem die gute Frau Anna und ihre Spizenchristel.

* * *

(Der Verfasser dieser Erzählung, Maler und Dichter Robert Reinitz, geb. 1805 in Danzig, Verfasser zahlreicher volkstümlicher Lieder und Schwänke, lebte von 1844 bis 1852 in Dresden und gab eine vielgelesene Zeitschrift für die Jugend heraus. In dieser ist die Geschichte, die wohl einer damals erlebten Begebenheit entstammt, zuerst erschienen. Sie verdient es, auch im Erzgebirge wieder bekannt zu werden.)

Nooch'n, Feierohnd



Unerwags

Sommerliches aus dem Erzgebirge von Mag Wenzel.

Alles tut heitzetog lasen. Ich gelaab, noch niemols sei in dr Walt de Baa esu agestrengt wurn wie ige. De Gunge un de Maad lasen, de Boffen lasen un de Grußn lasen aa. Do-drüm saht ich zu meiner Fraa: „Weste dä, verstiehte dä, wenn alles läst, worüm solln mir dä aa net emol lasen?“ Mei Fraa saht gleich: „Eiju, ich tät schie emol miet lasen, mr kimmt doch de ganze Zeit net vir dr Tür! Zu wan wolln mr dä emol?“ Ich saht gleich: „Zu wan? Zu niemanden! 's ward geloffen när zewagn Lasen! Zu käner Freindschaft net! 's ward geloffen von früh bis zon Ohmd!“ „Inu du schiener Gott“, fuhr se mich a, „ich gelaab, du bist net racht gescheit! Du en ganzen Tog laafen! Drham kimmste de ganze Zeit net von Kanepee runner, un ige willst de en ganzen Tog lasen! Ja, wens Kanepee mietlies! Un an Ohmd, wos machen mr dä an Ohmd?“ „Nu, 's gibt doch Hoteller genung of dr Walt! Do ward in Gasthus gange!“ „Komm mr när“, saht se, „doß en de Flöh auffrassen! Ich kenn dan Gasthusbetrieb noch, wie mei Grußvoter mit Lettern haufiern ging!“ Do konnt ich se oder auffkärn: „Red' net esu dumm! Wu's gar käne Flöh mehr gibt! Die sei doch ben Ausstarbn! Wie lang wards dauern, muß se dr Heimatschuß uner de geschühten Viecher aufnahme!“ „Na, nooch un nooch merket mei Fraa doch, doß mir die Sach ernsthaft war, un se fing a, Feier ze fange. Un wenn mei Fraa zu ewos Feier gefange hoot, do gibts sei kä Aufhalten mehr. Se hatt när noch die ene Frog: „Wuhi wolln mer dä lasn?“ Ich saht: „Wäfte dä, ich kenn nu uner Geberg bis übern Fichtelberg un ne Auerschberg naus, oder nooch der anern Seit bie ich noch net gruß komme. Ich möcht emol wing weter machen wie Olbernhau. Emol ubn nauf nooch Geloshütt, Altenberg, Zinnwald un esu!“ „Aa meiner Fraa war dos racht. Mir hobn aa gar net gruß ze anern geredt drvu, dä die hätten uns zwä alten Leit mitenanner für verwerret gehalten.“

Also, eines schienen Togs sei mr fort. Mr sei erscht e finkel mit'n Omnebus gefahrn un dann konnts Laafen lusgiehe. Un

ich will euch alten Chetriebeln gleich emol en guten Rot gabn: Nachts esu wie mir! Bist'r, wenn zwä Leit esu bald verzig Bahr verheirat sei, do hoot 's Labn vu dan, wos en in der Gungd Fräd gemacht hoot, sei en Hausen ogeschliffen! Dr Maa hoot mit dr Arbet ze tue, un de Fraa hatt Rut un Sorng mit de Kinner un mi'n Haus genung un foot lenne gelernt. Jedes Faltel in Gesicht, jedes Kraberle an Trauring ka derou derzehln. Oder do nahmt eure gute Fraa emol aus dan ganzen Kram, mit dan se's egal ze tue hoot, raus! Ihr ward' erscht emol marken, wieviel Gungd noch in'r drinne stadt!

Dos ging schie bei uns in Omnebus lus. Zeerscht passeten mr of de fremden Leit auf. Of emol gunget se mich e sünkeln un wies mir mit de Mang, wuhie ich gucken sollt. Richtig, do soß e gunger Kerl in ener setten neimod'schen getschieperten Gack. Zu unerer Zeit hätten mr gedacht, 'r wär e Beias. Oder die Gacken sei ige modern, ich war mr wuhl aa noch ene machen lassen. Also hatten mr schie ewos mitenanner, wos uns Spah gob. Ru soß oder dan Harrn gegnüber e kläner gebergischer Gung. Dar gucket dan fremden Maa a, wie ewos Bieses. Dar Maa saht schließlich: „Ich gefalle dir wohl?“ Dar Gung saht nisch. Do menget sich sei Mutter miet nei, die beweisen wollt, doß se ihrn Gung gut drzugn hatt: „Sog nár emol ewos, mei Siegfriedel!“ — Ru do! Na noch Siegfriedel! — Dar Gung saht immer noch nisch. Ru hobn se alle beede ofn neigeredt, 'r sollt ewos sogn. Mich tat dar Gung dauern. Wenn se nár zewingst gefah hätten, wos 'r sogn sollt! Endlich saht dar fremde Maa: „Na, Junge, sog mol, bin ich der Papa?“ Dar Gung schüttlet racht darb sei Vockenköppel. „Bin ich der gute Dinkel?“ Wieder Kopfschütteln. „Na, wer bin ich denn?“ Do machet dar kläne Böpel werklich sei Guschel auf: „E Aff!“ — Die Unerhaltung wur net weter geführt.

Ich ka nu gar net alles drzehln, wos uns die paar Tog passiert is, nár dos äne is sicher: es war schie! Un do drubn an dr Grenz in die Walder war esu e feierliche Ruh un Still. Emol hatten mr uns an en Waldrand hiegefest un duselten esu vir uns hie. De Sonn schien esu warm un kä Lüstel reget sich. Zu ener setten Stund paßt mr of alles auf, mr sieht oder aa mehr wie sinsten. Kam e Sonnewormel ageflugn un klattret of en Halm rüm. 's soßch wie e kläner Blutstropfen aus. Mir passeten auf, wie's esu dorten rüm strich. Of emol kam ewos. E Groshupper! Dar gucket sich dos Sonnewormel a aa, un es schien ne ze gefallen. Lang soßen die bäden Tierle nabnenaner. Wenn mr e sette Unerhaltung nár emol ahörn könnt! Wos mögn se sich drzehlt hobn! Of emol tat dos Wörmel e sünkeln de Flügeln bewegn un machet e Stückel fort. Dos ward schie sei! War wöh, wos dar nischtnuhige Groshupper für Reden geführt hatt. 'r wur oder ausdringlich un rücket nooch. Do flug mei Sonnewormel mit en Schwung fort un ließ'n sigen. 's gibt abn doch noch astännige Leit, aa unern Viechzeig! Mei Fraa saht: „Ich bie nár neugierig, wos 'r nu machen ward!“ Ich saht: „Esu e Lustikus find schie wieder jemanden.“ Un richtig, of emol machet 'r en Sah ofn Wag nüber. Saht a! Dorten kam e grüßer, fetter Mistkafer gestrampelet, un es tat gar net lang dauern, do warn se in dr schönsten Unerhaltung. Do hatten sich zwäe gefunden!

Weit verstreut logn die klen Heisle vu Zinnwald do, als wär dr Rupperich mit ener Spielzeigschachtel drüberwag gange un hätt dann un wann e Heisel fallen lassen. Wos hübn un drüb'n war, konnt mr net unerscheiden. Mr soßch doch kenne Grenzstrich. Do kam e Gung mit sen Eltern. Dr Sprooch enooch schiene se aus Berli ze sei. Die gucketen nooch de böhmischen Barg nüber. Dann saht dr Maa zu mir: „Wo ist denn eigentlich hier die Grenze?“ Ich saht: „Dorten, dos Heisel is schie böhmisch.“ Do saht dar Maa: „Junge, sieh mal an, bis dorthin geht Deutschland! Dori hört Deutschland auf!“ Dar Gung gucket verwunnert hie. Dos schien ne net in Kopp ze wolln. „Was komm, denn dann, Vater?“ Der Alte saht: „Die Tschechoslowakei.“ Dar Gung machet e rachts noochdenklichs Gesicht. „Aber Vater, das sieht doch ganz genau wie herüben! Da ist

doch gar kein Unterschied! Die Leute sehen doch auch aus wie bei uns!“ Do menget ich mich nei: „Du hast racht, mei Gungel! Dos sei läne anern Leit wie mir. Dos sei deitsche Brüder, wie dei Vater, du un ich! Oder dan giehts net esu gut wie uns! Do is e scharfe Grenz drzwischen. Dank dein liebn Gott, doß du als deitscher Gung in deitschen Vaterland labn derffst!“ Dar Vater un ich gucketen uns enaner a. Ja, do drüb'n do hört mr verschiednes! Jaja, Grenzland in Rut!“

Oder mir ginge mitenaner nei in Waldluft un Sonneshai, un mir warn voller von unnern Günther-Anton sen Liedel:

„O Erzgebirg, wie bist du schie!“



Dr Schwarzbeermauer

Nach einer wahren Begebenheit von Joh. Günther, Rittersgrün.

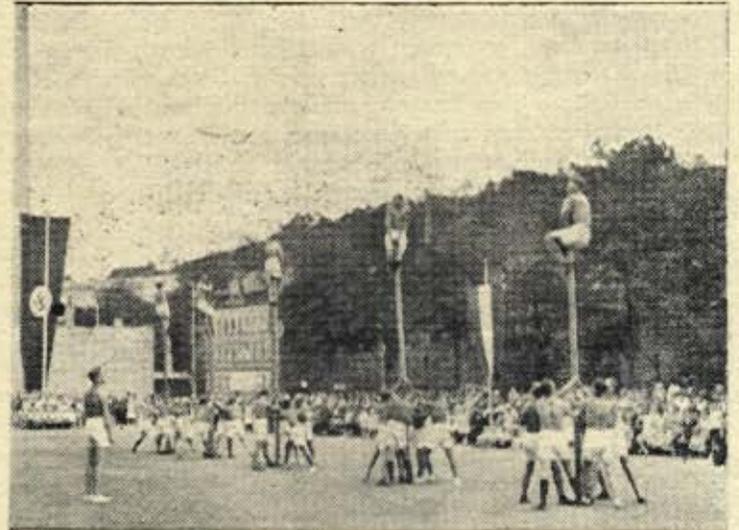
De schiene Schwarzbeerzeit is nu in großen un ganzen su ziemlich vorbei. Nár hier un do lasen noch e paar Leit un suchen die paar Roodzügler jam, die erscht speter reis worn sei. Heier war'sch wirklich a ene Lust, in de Schwarzbeer ze giehe, wu jeds Streichel gezoppt voller hing. Mr konnt in Wald hiekomme, wu mr nár wollt, sei de Leit of Lampe beisamm' gefauert un hobn ihre Eimer, Aemer un Kärb vollgepflocht. Solche Schwarzbeergogeln war'n a de Rachel-Lies un de Sterzel-Karline. Tog für Tog sei die mitenanner in Wald gestadt un ohmds hobn se de Eimer voll Schwarzbeer hängeschleppt. Aber emol is dr Lies e ganz dummes Ding passiert. Die zwä Weibsu warn wieder emol offs Böhmische driem, nett weit von de Försterheiser, in de Beer. Ach gobs dort Beer, wie de Fingerlapppe esu gruß un zuckersüß. De Lies hat nachmittig zr rachten Zeit schie ihrn Eimer voll. Weil aber noch esu viel Beer standen, mähnet de Lies zr Karline: „Hängange ward nett, ic stell men Eimer unner e Fichtl un tu' noch e wing nei in de Schürz beern.“ Un se machets a esu. Wie ohmds de Sonn' lachte hinnern Spitzberg neimachet, hobn sich a die zwä Weibsu offs Hamgiehe besonne. De Lies machet nuf ne Waldsam nunner un wollt ihrn Eimer hül'n. Of emol tat se en Quiekerts, doß dr Karline durch Mark un Bä ging. „Wos is dir dá passiert,“ fregt de Karline, „hot dich wuhl gar ene Otter gebissen?“ „In ganzen Labn nett“, blöket de Lies nauf, „meine Schwarzbeer hobn se gemaust“. Wie de Karline nakam, loog se de Beschering. Dr Eimer stand noch genau su unnern Fichtel wie ne de Lies no gestellt hat, aber nett ene enzige Schwarzbeer war noch drinne. 's logn aber a läne Beer haufen rim. De Lies schimpfet wie e Rohrsperrlich über dan Spitzhub. Dan Krawall höret a dr alte Wolf-Benzel, dar nett weit drou mit seine Weibsen Waldhei hül'n tat. Die kame nu allezam rieber un de Lies drzehleln dos Ugelick. Die hatten aber a von dan Beermauser nisch ze sahe kriegt. 's war abn jeden e Ratfel, wu die hiekomme sei könntn.

Dr Benzel machet dann wieder fort un hulet sen Ochs, dan hatt'r nämlich, weil se 's Waldhei erscht zamtrogn un auflosen mußten, ausgespannt, doß 'r sich drweile an dan fastign Waldgros footstraffen sollt. Wie 'r sen Ochs beim Kopp apacket, gings ne Benzel wie dr Lies; 'r blöket wos 'r konnt: „Kommt nár emol har, iech hob dan Schwarzbeermauer drwischt.“ Die Weibsen kame alle hinnerenanner in de Fichtle neigestärzt. Wie se aber ne Benzel sen Ochs, dan Weißkopp, agucketen, taten sich alle ne Bauch halten vir Lachen. Dan Ochs sei schiener weißer Kopp loog halb nauf ganz schwarz. An dr Gusch un an de Rosenlöcher klabetn noch de zerquetschten Schwarzbeer dra. Nár ene stand drbei, dar 's Lachen vrging, un dos war de Lies. Die suchtel dan Ochs mit ihrn leern Eimer vir de Ros rim un saht: „Wenn de nett gerod e Ochs wärst, iech hieb dir dan Eimer esu lang offn Rüsche nauf, bis nisch mehr drou ze sahe wär.“ Wenn dr Benzel hámzu sen Weißkopp agucket, kame a 's Lachen. 'r saht e paarmol zune: „Du hast dir heit dein Schwarzbeerappetit emol ordentlich gestillt!“

Bilder aus der Heimat

Die Leistungsschau der Buchholzer Turnerschaft

Am Sonntag führten die beiden Turnvereine von Buchholz, der Männerturnverein und der Turnverein „Frisch-Frei“ gemeinschaftlich ein großes Turnfest durch, das sich zu einer bewunderungswerten Leistungsschau der Deutschen Turnerschaft gestaltete. Die einzelnen Abteilungen beider Turnvereine traten zu ihren jeweiligen Übungen äußerst stark an. Dem Schauturnen, das auf dem städtischen Schleichhausplatz stattfand, ging ein Festzug durch die Straßen der Stadt voraus, an dem über 600 Turner und Turnerinnen teilnahmen. Eine nach Tausenden zählende Menge verfolgte all die Übungen und Vorführungen mit größtem Interesse und lachte mit Beifall nicht, wenn Spitzenleistungen turnerischen Könnens gezeigt wurden. Viel Bewunderung und Anerkennung fanden die Baumstammübungen der Jugendturner, die wir im nebenstehenden Bilde festgehalten haben, die erstmalig in Buchholz gezeigt wurden und in einer beachtlichen und zum Teil sehr schwierigen Gruppenstellung am ragenden Baum ihren Abschluß fanden. Im Verlauf der turnerischen Darbietungen sprach Ortsgruppenleiter Scharschmidt und Oberturnwart Oschag über den großen Wert des Turnens und der Leibesübungen. Es sei eine Vaterlandsarbeit, die reichen Segen für die Nation erbringt. Stelle sich darum ein Jeder unter die wehenden Fahnen der Deutschen Turnerschaft und diene er hier mit dem Volksganzen.



Diamantenes Brautpaar in Buchholz

Es ist als ein Gnadengeschenk des Himmels zu betrachten, wenn zwei Menschen fünfzig Jahre in treuer Gemeinschaft durchs Leben wandern und Freud und Leid miteinander teilen. Wenn es aber einem Ehepaare vergönnt ist, nach 6 Jahrzehnten traulichen Eheglückes die diamantene Hochzeit zu feiern, dann ist es offensichtlich, daß der Herrgott den einst beschlossenen Lebensbund sichtlich segnete. Dies ist bei dem nebenstehend abgebildeten Buchholzer Paar der Fall. Am 5. September konnte der Posamentiermeister Friedrich Theodor Mehner und seine Ehefrau Selma Auguste geb. Linke die 60. Wiederkehr des Tages ihrer Hochzeit im Kreise von Kindern und Kindeskindern feiern. Die beiden lieben Alten begingen dieses frohe und zugleich festliche Ereignis in seltener körperlicher und geistiger Frische und waren an diesem Tage Mittelpunkt mancherlei Ehrungen. Theodor Mehner ist Fördermeister der alten Posamentiermeister-Innung, und zwar übt er dieses Amt seit 52 Jahren in seltener Treue aus und steht dem Meisterhaus der Posamentiere, das jetzt im Besitz eines kirchlichen Vereins ist, seit 1890 als Verwalter vor. Der Ehebund wurde vor 6 Jahr-



zehnten in der Friedhofskapelle geschlossen, weil damals die St. Katharinenkirche völlig umgestaltet und ausgebaut wurde. Möge dem Jubelpaar auf seiner Wanderung durchs Leben auch auf der letzten Wegstrecke noch die Gnadensonne des Himmels scheinen. Dazu Glückauf!

Mannschaftswagen der Tannenberger Feuerwehr

Kürzlich fuhr bei der Verlagsdruckerei der „Erzgebirgischen Heimatblätter“ ein Mannschaftswagen der Tannenberger Feuerwehr vor, der auf dem Wege zur Besichtigung nach Scheibenberg war, die vom Kreisvertreter Adolf Müller vorgenommen wurde. Wie unser nebenstehendes Bild zeigt, ist es den braven Tannenberger Feuerwehrleuten gut gelungen, den Wagen, der einst den Glanzstoffwerken als Lieferauto diente, für ihre Zwecke umzubauen.

